

Übermals stehen wir an der Schwelle eines Jahres. Verschlossen ist das Thor des vorigen. Ein neues müssen wir durchlaufen. Was es uns bringen, wie es sich für uns gestalten, ob es uns beglücken oder mit Kummer belasten wird, ist in seinem Schooße hinter einem undurchdringlichen Vorhang verborgen, wie vor einem Jahre das, was nun vor unsern Augen offen da liegt. Wir traten das verflossene Jahr mit der frohen Aussicht an, ein Jahr des Friedens zu verleben, und die Aussicht war nicht täuschende Hoffnung. Heute danken wir dem Allmächtigen, daß er uns den goldnen Frieden das ganze Jahr hindurch gnadenvoll erhalten hat. Zwar ist Europa im abgewichenen Jahre nicht ganz vom Kriege frei geblieben. Denn in der Schweiz haben die Brüder mit Brüdern gekämpft und Bruderblut*) vergossen. Weil jedoch ein kriegskundiger Führer die Minderheit, die einen Sonderbund von sieben Staaten geschlossen

*) In diesem Ereigniß liegt eine durch die ganze Geschichte bestätigte Warnung vor der in unsern Tagen so sehr verbreiteten Liebe zu Freistaaten, in denen, so weit die Geschichte reicht, Bürgerkriege herrschend waren. In der Natur des Freistaates selbst hatte der Kampf seinen Ursprung und seine Nahrung. Denn ein Theil des Schweizervolks war den Jesuiten ergeben, der andere ihnen entschieden zuwider. Nun lag es in der Natur des Freistaates, daß kein Richter über den Parteien stand. Es besteht zwar ein Verband der einzelnen Staaten, der Schweizerbund, dessen Tagsatzung ein oberstes Gericht bildet, und diese Tagsatzung hatte durch Stimmenmehrheit entschieden, daß die Jesuiten aus der ganzen Schweiz entfernt werden sollten. Aber die aus 7 Kantons bestehende Minderheit hielt sich bei der Oberherrlichkeit jedes Kantons nicht für verpflichtet, dem nachzukommen, da die Mehrheit nur $12\frac{1}{2}$ Kantons ausmachte, nicht, wie bei Erklärung eines Krieges nöthig war, $\frac{2}{4}$ der Gesamtheit, mithin $16\frac{1}{2}$ Kantons. Sie glaubte also, durch diese könne kein Krieg gegen sie beschloffen werden. Doch die $12\frac{1}{2}$ Kantons leugneten, daß von einem Kriege die Rede sey, da es sich nur darum handele, der Tagsatzung den in der Sache selbst begründeten Gehorsam zu erzwingen, und durch den Sieg des Generals Dufour, der ihre Armee anführte, war die Streitfrage bald entschieden.

hatte, sehr bald durch Waffengewalt dem Beschlusse der Mehrheit unterwarf, so wurde der Friede von Europa schnell wieder hergestellt, und wir haben die Hoffnung, daß er sich auch im neuen Jahre erhalten werde, obschon sich mancherlei Bedenklichkeiten dagegen in Italien erheben, wo Empörungen die Gemüther erhitzten*). Wer sollte aber nicht mit dem Gefühle des innigsten Dankes gegen die allwaltende Vorsehung zurückblicken auf die Beseitigung der Zeit der Noth und des Mangels, die uns zu Anfang des durchlebten Jahres beunruhigte, und der durch sie immer mehr wachsenden Theuerung? Und wie erhebt und rührt uns die Erinnerung an den Gemeinssinn, der so vielen Dürftigen mit edler Aufopferung unter die Arme griff, und der Gedanke an die Gnade Gottes, die durch eine reiche Ernte diese Bemühungen segnete und namentlich unsere Gegend den Druck nur in geringem Grade empfinden ließ? So erkennen wir Gottes Wohlthat, wohin wir die Gedanken richten. Und erwägen wir noch die Verhältnisse unserer Schulanstalt im vergangenen Jahre, so werden wir auch dadurch zum Danke gegen den Allmächtigen hingezogen. Denn mußten wir vorm Jahre an diesem Dankaktes den Hingang eines viel gepriesenen und viel wirkenden Kurators unsers Gymnasiums betrauern, so können wir heute einen neuen würdigen Vorstand desselben in der Person eines ehemaligen Schülers begrüßen, der mit dem ersten Zeugniß der Reife vor 30 Jahren von uns schied, und dem die Schule, die seinem Geiste Nahrung gab, so theuer ist, als er selbst allen seinen Lehrern, von denen nur noch zwei an diesem Gymnasium wirken**). Möge der Höchste unsere Gebete erhören und die Schule durch lange und freundliche Thätigkeit von seiner Seite beglücken! Auch eine neu errichtete Turnanstalt wurde im vorigen Jahre von den Schülern mit Freunden begrüßt. Aber leider kann sich unsere Freude darüber nicht ungetrübt und rein aussprechen, da wenig Wochen nach ihrer Eröffnung ein durch glückliche Anlagen und löblichen Fleiß Hoffnungen erweckender Jüngling ein Opfer derselben geworden ist. Möge ihm die Erde leicht seyn und sein Unglücksfall den ihn überlebenden Mitschülern zur Warnung

*) Die Lombardei und Neapel scheint nun auch, wenigstens äußerlich, beruhigt zu seyn. Aber in Frankreich erhoben sich unerwartete Ungewitter (Vertreibung des Königs und Errichtung eines Freistaates), deren Stürme auch Deutschland hier und da, und Mittelitalien unsanft berührten.

***) Der Verfasser dieses Programms und der Ordinarius von Quarta, Oberlehrer Dr. Möstler.

gereichen und zur Vorsicht dienen! Er ist bei Gott, auf den uns Alles hinweist, mögen wir rückwärts oder vorwärts blicken, die Gegenwart oder Zukunft in's Auge fassen. Gott zu loben und ihm zu danken, dazu veranlaßt uns jedes vollendete Jahr. So liegt uns auch heute nichts näher, als die Lehre von Gott, und zunächst haben wir die Wahrheiten, welche uns die Bibel bekannt macht, als Christen wohl zu erwägen. Diese sollen daher der Gegenstand des heutigen Vortrags seyn, und zwar wollen wir sie mit Schiller'schen Dichtungen zusammenstellen, welche junge Leute leicht zu Mißverständnissen und selbst zur Geringschätzung der biblischen Lehren verleiten können. Es erscheint dies um so nothwendiger, als Schiller Lieblingsdichter vieler unserer Zöglinge ist, als sie sich seine herrlichen Gedichte in's Gedächtniß einzuprägen pflegen und ihm nachzuahmen versuchen. Seine Vorstellungen dringen wohl in ihr innerstes Lebensmark, und er übt dann eine ähnliche Gewalt wie die Bibel aus. Und wie viele unserer jüngeren Dichter, um ein Wortspiel zu wiederholen, schillern in Schiller'schen Farben! Je blendender aber bei ihm zuweilen die Anmuth der feurigen Phantasiebilder vor der kalten Wahrheit des biblischen Glaubens hervortritt, um so mehr ist es Pflicht, der Jugend zu zeigen, wie sehr dennoch die Lehren der Bibel den Vorzug vor den Phantasieen des gefeierten Dichters verdienen.

Zuerst wollen wir das so schöne, aber mit den Lehren der menschlichen Vernunft, wie mit denen des Christenthums in Widerstreit tretende, im Jahre 1786. von dem 27jährigen Jünglinge gedichtete Lied mit der Aufschrift: Resignation*), in Betrachtung ziehen. Nach einigen Beschwerden über vergeblich gehoffte irdische Glückseligkeit in den so gemüthlich und ergreifend gedichteten ersten 3 Strophen erhebt er vor dem Throne der Ewigkeit, an ihren Pforten stehend, seine Klage wegen seiner Täuschung, der er Alles, selbst sein Liebstes, seine Laura, die er blutend aus dem wunden Herzen gerissen, geopfert habe (Str. 4. 5. 6. 7. 8.). Dann stellt er die Ansichten des irdischen Leichtsinns über die christlichen Lehren von der Zukunft mit schönen Farben dar (Str. 9. 10. 11. 12. 13. 14. nach der

*) Es erschien zuerst in Schiller's Thalia 1786. im 1. Bande, und dessen 2tem Hefte S. 64. in der Hauptsache so, wie in den neuesten Ausgaben von Schiller's Werken; nur einige Ausdrücke sind später geändert worden, aber zwei Strophen fehlen in den spätern Ausgaben, die 9te, welche aber wenig verändert in der 16ten wiederkehrte, und die 12te, welche nicht ohne große Bedeutung ist.

neuen Ausgabe *) , und macht sich Vorwürfe, daß er thöricht genug gewesen sey, in Erwartung höherer Güter die niedern aufgeopfert, für Hoffnungen gewisse Güter hingegeben zu haben, deren er sich hätte erfreuen können, fordert jedoch im Vertrauen auf die auf Erden verbreiteten Religionslehren seinen Lohn (Str. 15.), und schließt mit dem traurigen Bescheide eines Genius, daß er dort Nichts zu erwarten habe (Str. 16. 17. 18.). Das Alles ist so trefflich ausgesprochen, daß es anzieht und ergreift, also leicht den Jüngling auf den Irrweg leitet, weil es eine entzückende Einkleidung des Irrthums ist. Die Lehre unserer Religion, daß wir nach dem Tode in alle Ewigkeit Lohn oder Strafe empfangen sollen, nennt er eine Sage (Str. 4.), welche er darum für ein Lügenbild lebendiger Gestalten erklärt (Str. 12. oder in der 1sten Ausg. Str. 14.), weil kein Leichnam je aus der Gruft gestiegen sey, und uns von der Vergelteterin Meldung gethan habe. Als ob dieß nur möglich sey! Wie wahr lesen wir in der Bibel: Sie haben Mosen und die Propheten. Hören sie diese nicht, so werden sie auch nicht glauben, ob Jemand von den Todten auferstände (Luk. 16, 29, 31.). Wollte einer von den Todten, der in seiner Erklärung unsern groben Sinnen wohl nimmermehr erscheinen könnte, zu uns kommen, so würden die, welche auf die Propheten, und man kann hinzusetzen, auf die menschliche Vernunft selbst nicht hören, auch dieses Ereigniß eine Täuschung nennen. Wie trostlos ist nun das Schiller'sche Gedicht. Läuft es nicht am Ende darauf hinaus: Lasset uns essen und trinken. Denn morgen sind wir todt (Jes. 22, 13. 1. Kor. 15, 32.)? Entweder wir genießen, oder wir weiden uns an einer unerfüllbaren Hoffnung. Also unser Glück besteht in den so mannichfach unvollkommenen Genüssen der Sinnlichkeit, oder in einer Selbsttäuschung. Wie gering und unwürdig erscheint daher

*) Zwischen Str. 10. und 11. gibt die erste Ausgabe in der Thalia S. 67. noch diese Strophe:
 Ein Gaukelspiel, ohnmächtigen Gewürmen
 Vom Mächtigen gegönnt,
 Schreckfeuer, angesteckt auf hohen Thürmen,
 Die Phantasie des Träumers zu bestürmen,
 Wo des Gesetzes Fackel dunkel brennt.

Aber den hier besonders kühn ausgesprochenen Gedanken, daß die Lehre von der Vergeltung nach dem Tode, um die Wirksamkeit des Gesetzes zu unterstützen, erfunden worden sey, hat der Dichter später zurückgenommen.

das irdische Leben im Lichte dieser so reizenden Dichtung! Die Ewigkeit verschwindet vor unsern Blicken, und irdischer Genuß ist das Höchste, wonach wir streben können. Denn die ihm zur Seite gestellte leere Hoffnung löst sich in Nichts auf. Also nur das ist unser Glück, was wir auf Erden genießen. Wer dem Genuße um der Tugend willen entsagt, der hat keinen Ersatz zu erwarten. Zwar scheint es, als ob der Dichter weniger Entfagungen um der Tugend willen im Sinne habe, als solche, welche sich die Selbstpeiniger aufliegen, die in ihrem irrenden Wahne eben durch Selbstpeinigungen die Seligkeit zu verdienen glauben. Seine Beispiele führen darauf hin. Denn das wahre Christenthum fordert nicht, daß man ihm, wie er sagt, seine Freuden schlachte (Str. 15. oder in der 1sten Ausg. Str. 17.). Hier dachte Schiller offenbar an das finstere Mönchsthum, welches durch Entbehrungen jeder Lebensfreude und durch Kasteiungen die Seligkeit als verdienten Lohn erwerben will; aber indem er einen Irrwahn bekämpfte, fiel er selbst in einen andern, jenem entgegengesetzten, indem er lehrte, der Mensch dürfe sich gar Nichts, was ihm lieb sey, versagen, wofern er sich nicht mit einer eiteln Hoffnung begnügen wolle. Aber auch das ist schielend, daß er den Genius, der einen solchen Ausspruch thut, wie er ihn uns gibt, sagen läßt: mit gleicher Liebe lieb' ich meine Kinder (Str. 16. oder in der 1sten Ausgabe Str. 18.). Denn wer die von ihm genannten Blumen, sie heißen Hoffnung und Genuß, für die Menschen blühen läßt, damit der Eine diese, der Andere jene finde, der läßt den Einen in der That, wenn auch nur unvollkommenes, doch wirkliches Wohlfeyn finden, während er den Andern, so lange er lebt, mit einer Einbildung hinhält, der nie etwas Wirkliches entsprechen soll. Was lehrt aber das Christenthum? Es spricht es unzweifelhaft aus, daß Gott in Wahrheit alle Kinder mit gleicher Liebe umfasse, daß unter allerlei Volk, wer ihn fürchtet und recht thut, ihm angenehm sey (Apostelgesch. 10, 35.), und daß ein künftiges Leben Jedem vergelten werde, je nach dem er gehandelt habe bei Leibes Leben (2. Kor. 5, 10.). Und lehrt nicht Gott den Menschen durch seine eigne Vernunft eben dasselbe? Erwarteten nicht schon die Philosophen der alten Heiden eine Zukunft mit Vergeltung? Und ist es nicht Jedem in's Herz geschrieben, daß uns eine Ewigkeit bestimmt sey? Ist nicht die Sehnsucht danach uns Allen angeboren? Denn wozu hätte Gott uns die hohen Geisteskräfte geschenkt, die einer immer höheren Ausbildung fähig, hier ihr Ziel nie erreichen, wenn wir

nach diesem Leben nicht mehr seyn sollten? Und ist das dem Menschen vorschwebende höchste Gut etwas Anderes, als eine der Sittlichkeit angemessene Glückseligkeit? Aber welches ist hier auf Erden das Verhältniß zwischen Tugend und Glück? ist es nicht oft ein umgekehrtes? Muß nicht der Pflichtliebende sogar oft um der Pflicht selbst willen das äußere Glück und Wohlfeyn entbehren? Ist nun aber das Ideal des höchsten Gutes eine für die menschliche Vernunft unabweisliche Idee, so lehrt dieselbe zuverlässig, daß es ein künftiges und ewiges Leben gibt, in welchem die Tugend ihren Lohn und das Laster seine Strafe findet,

Wo, was wir säten, wir einst ernten,

Und sind, was wir zu seyn hier lernten,

nicht aber, was die Phantasie des Dichters so verführerisch ausspricht:

Die Weltgeschichte ist das Weltgericht

(Str. 17., in der 1sten Ausg. Str. 19.). Das Christenthum weist uns auf ein anderes Gericht hin, welches uns Muth zum Guten gibt, und die Hoffnung gerechter Belohnung oder wohlverdienter Bestrafung besser zusichert, als die Weltgeschichte. Schade, daß der Dichter, ergriffen von so manchen freigeistlichen Ideen des neunten Jahrzehends des vorigen Jahrhunderts und mit Abscheu erfüllt gegen die scheinheilige Frömmigkeit düsterer Selbstpeiniger, sein herrliches Talent in so reizende, aber für den Menschen trostlose, eine Hauptwohlthat des Christenthums verdächtigende Verse sich ergießen ließ. Als Dichtung erkennen wir ihren vollen Werth an, und als Dichtung bleibt sie auch schön, ohne Wahrheit zu seyn. Drum wehe dem Jüngling, der sie als Wahrheit im Leben befolgen wollte!

Noch erlaube man mir, der herrlichen Schilderung der Götter Griechenlands*) aus dem Jahre 1788. die Bibel zur Seite zu setzen, um die Erha-

*) Zuerst erschien das Gedicht in Wieland's deutschem Merkur, Märzstück 1788., S. 250., wurde aber später nicht unbedeutend verändert. In den Gedichten von Friedrich Schiller, Leipzig bei Crusius 1807. 1808., findet sich die Bearbeitung letzter Hand im 1sten Theile S. 281., die erste dagegen, für die Freunde der ersten Ausgabe abgedruckt, im 2ten Theile S. 209. Die letzte Bearbeitung gibt auch das 1ste Bändchen der Schiller'schen sämtlichen Werke, Stuttgart und Tübingen 1827. S. 177. ff., wo auch einige Strophen der ältern Ausgabe in den Anmerkungen nachgetragen sind, aber die Strophen 9. 11. 13., wofür eine andere: Finstern Ernß und trauriges Entfagen u. s. w. S. 179. steht, das Ende der 14., der Anfang der 15. und die

benheit unserer Religion auch dadurch anschaulich zu machen. Es wird sich dann bald zeigen, daß Schiller's Gedicht ein reizendes Blendwerk sey, welches über die Vielgötterei der Griechen einen Zauber wirft, der ihm bei weitem den Vorzug vor dem kalten, mehr den Verstand, als die Einbildungskraft ansprechenden Christenthum gibt. Wer das Gedicht aufmerksam durchdenkt und sich in seinen Bildern vertieft, fühlt sich leicht ergriffen, hingezogen, ja hingerissen zum Bedauern, daß sich in unsrer Zeit nur seelenlos ein Feuerball drehe (Str. 3.), daß nur in den Liedern noch die fabelhafte Spur des holden Blütenalters der Natur lebe (Str. 12. oder 1ste Ausg. Str. 19.), daß keine Gottheit mehr sich unsern Blicken zeige, daß vom lebenswarmen Bilde der griechischen Götterlehre nur ein Schatten zurückgeblieben sey, daß Einen unter Allen zu bereichern, diese Götterwelt habe vergehen müssen (Str. 13. oder 1ste Ausg. 20.), daß die entgötterte Natur nur dem Gesetz der Schwere knechtisch diene (Str. 14. oder 1ste Ausg. 21.), daß die Götter heimgekehrt seyen, und die Welt, ihrem Gängelbände entwachsen, sich durch eignes Schweben halte, daß uns nichts mehr übrig geblieben, als das entfesselte Wort, daß das im Gesange unsterblich Lebende im Leben untergegangen (Str. 15. 16. oder 1ste Ausg. 22.), und daß

Strophen 17. 23. 24. 25. ganz fehlen. Für die drei letzten findet sich die später hinzugekommene, welche den Schluß des Ganzen mit den Worten macht:

Was unsterblich im Gesang soll leben,
Muß im Leben untergehn,

deren Sinn wohl derselbe ist, den die beiden letzten Verse des im Jahr 1802. gemachten Gedichts: an die Freunde, so ausdrücken:

Was sich nie und nirgends hat begeben,
Das allein veraltet nie.

Uebrigens ist der in der: Resignation, vorherrschende Gedanke auch in diesem Gedichte, in der 17. Strophe der ersten Ausgabe, ausgesprochen, wenn es heißt:

Aber ohne Wiederkehr verloren
Bleibt, was ich auf dieser Welt verlieh,
Jede Wonne hab' ich abgeschworen,
Alle Bande, die ich selig pries.
Fremde nie verstandene Entzücken
Schauern mich aus jenen Welten an,
Und für Freuden, die mich jetzt beglücken,
Tausch' ich neue, die ich missen kann.

nun neben Gott der höchste Geist (unter den Sterblichen nur der Würmer Edelster sey (1ste Ausg. Str. 24.). Könnten je die Worte treffender und ergreifender gewählt werden, um glühende Liebe gegen die Vielgötterei der Griechen zu entflammen? Muß nicht Jeder, in dem nur einige Phantasie wirksam ist, sich in die Schiller'schen Kraftbilder so versenken, daß er aus vollem Herzen betet: Kehre wieder, holdes Blütenalter der Natur (Str. 12. oder 1ste Ausg. 19.), Kehre wieder, o du goldne Zeit mit deinen Phantasiegemälden, Kehre wieder, o Glaube an Götter, die den Menschen näher standen! Aber wer erschrickt nicht, wenn er erwägt, warum sie den Menschen näher waren? Denn sie waren es nur dadurch, daß sie mit ihm seine Laster theilten. Sinnliche Liebe, die den Erdenmenschen so leicht überwältigt, fesselt und an das Unrecht kettet, war ja ihre Lust, und treffender kann Nichts seyn, als Schiller's Wort:

Da die Götter menschlicher noch waren,
Waren Menschen göttlicher,

(1ste Ausg. Str. 24. 3. 7. 8.), Verse, die in der schönsten Kürze und Einfachheit eine Wahrheit aussprechen, die unleugbar ist, und den Menschen so stark erschüttern, daß er das Christenthum verachten und um seine verlorene Göttlichkeit Thränen vergießen möchte. Sind je Worte so gestellt worden, daß sie bezauberten, ist je eine Wahrheit in ein solches Licht gesetzt worden, daß sie unvermerkt in den Irrthum hineinzieht, so ist es die in diesen Worten enthaltene. Denn wer die Götter zu Menschen macht, indem er ihnen sinnliche Triebe beilegt, ihre Eifersucht, ihren Hader, ihre wechselseitige Ueberlistung beschreibt, sie wohl gar von Menschen hintergehen und betrügen läßt, der macht in der That die Menschen zu Göttern, der stellt sie den Göttern gleich, und erhebt sie in ihre Nähe. Denn sie schwelgen nicht anders, als die Götter selbst, in sinnlichen Lüsten, sie quälen sich nicht anders, als sie, mit Eifersucht, sie nähren nicht anders, als sie, unter einander Zank und Streit, und überlisten nicht nur sich selbst wechselseitig, wie die Götter, z. B. Juno den Jupiter, da sie den Eurytheus vor Herkules geboren werden ließ (Iliad. 19. B. 118.), sondern sogar die Gottheiten, wie z. B. Laomedon, welcher den Apollo und Neptun, die, weil sie sich wie übermüthige Menschen gegen den Jupiter, ihren König, empört hatten, aus dem Himmel vertrieben ihm dienstbar waren, indem ersterer seine Heerden am Fuße des Ida weidete, letzterer ihm die Mauern

von Troja bauen half, beide, als sie den verdienten Lohn forderten, versagte. Mit welcher menschlichen Schwachheit angethan dachte sich Homer den Apollo und Neptun, dem er an jenen in der Iliade 21. B. 441. ff. folgende Rede in den Mund legt:

Thor, wie erinnerungslos dir das Herz ist! Selber ja des nicht
Denkst du, wie viel wir bereits um Ilios Böses erduldet,
Wir von den Göttern allein, als hergesandt von Kronion,
Wir ein völliges Jahr dem stolzen Laomedon fröhnten
Für den bedungenen Lohn, und er uns herrisch Befehl gab.
Ich nunmehr um die Stadt von Ilios baute die Mauer
Breit und schön, der Beste zur undurchdringlichen Schutzwehr;
Doch du weidetest, Phöbus, das schwerhinwandelnde Hornvieh
Durch die bewaldeten Krümmen des vielgewundenen Ida.
Als nun aber dem Lohne das Ziel die erfreuenden Thoren
Endlich gebracht, da entzog mit Gewalt der grausame König
Uns den sämmtlichen Lohn, und trieb uns hinweg mit Bedrohung.
Denn dir drohete jener die Füß' und die Hände zu fesseln,
Und zum Verkauf dich zu senden in irgend ein ferneres Eiland;
Ja er verhieß, uns beiden mit Erz die Ohren zu rauben.
Also kehreten wir mit erbitterter Seele von jenem,
Zornvoll wegen des Lohns, um den der Versprecher getäuscht.

Als so noch ein Gott zu dem andern sprechen konnte, als ferner die Götter aus sinnlichem Triebe den menschlichen Frauen nachstellten, und mit Göttinnen Buhlschaften trieben, da waren die Götter menschlicher, und die in ihren Lüsten befangenen Menschen ihnen gleich gestellt, also in diesem Sinne göttlicher. Laomedon, der sie betrog, überragte sie noch. Das ist, wenn wir die Worte genauer betrachten, die in ihnen mit entzückendem und das Christenthum herabsetzendem Reize verborgene nackte Wahrheit. Sie stößt, von Schiller's Festgewande entblößt, mit derselben Kraft zurück, mit welcher sie, in Schiller's Einkleidung gehüllt, die Augen blendend, das Herz anzog. Es ist eine fein erdachte Täuschung, um die Menschen zu dem Glauben zu führen, sie seyen sonst besser gewesen, weil sie göttlicher waren, oder den Göttern näher standen. Im Gegentheil waren sie ihnen deswegen näher, weil die Götter die Laster der Menschen an sich trugen.

Es ist nun noch zu erweisen, daß, was der Dichter nicht bloß mit schimmernden Farben malt, sondern der Wahrheit gemäß ausspricht, vom Christenthume gewährt, ja in höherem Grade gewährt werde, als von der Lehre des griechischen Heidenthums. Er rühmt es, daß man die Tempel der Venus Amathusia (Str. 1.), die Tempel der Göttin der Liebe bekränzt habe. Thun dies aber nicht in einem weit höheren Grade und in weit edlerem Sinne die Christen? Ist nicht die christliche Religion die Religion der Liebe selbst? und zwar nicht der sinnlichen, deren Sinnbild die Göttin Venus war, die sie durch ihre Schönheit entzündete, sondern der erhabenen, edlen Menschen-, ja Feindesliebe. Diese ist es, was das Christenthum predigt, und wahre Christen üben. So bekränzen die Christen die Tempel der Liebe in einem höheren Sinne. Ihr erstes Gebot ist: du sollst Gott lieben, deinen Herrn, von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüthe, und das andere ist dem gleich: du sollst deinen Nächsten lieben, als dich selbst (Matth. 22, 37. 39.). Ich sage euch, spricht Jesus, liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen, thut wohl denen, die euch hassen, bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen, auf daß ihr Kinder seyd eures Vaters im Himmel (Matth. 5, 44. 45.). So zu leben, sollte nicht einen unendlich höheren Werth haben, als die Bekränzung der Tempel der Venus? Wenn sich, wie der Dichter preist, sonst der Dichtung zauberische Hülle um die Wahrheit wand (Str. 2.), so sollten wir Gott nicht danken, daß die Wahrheit uns nun ohne Hülle geboten wird? Wenn Alles sonst den eingeweihten Blicken eines Gottes Spur zeigte (Str. 2.), so ist dieses noch jetzt durch das Christenthum keineswegs aufgehoben. Denn ist der Gott der Christen kein allgegenwärtiger? Ist er nicht derselbe, den schon der Psalmist so erhehend schildert: ich gehe oder liege, so bist du um mich und siehest alle meine Wege. Wo soll ich hingehen vor deinem Geiste? Und wo soll ich hinfliehen vor deinem Angesichte? Führe ich gen Himmel, so bist du da, bettete ich mir in die Hölle, siehe so bist du auch da. Nähme ich Flügel der Morgenröthe und bliebe am äußersten Meer, so würde mich doch deine Hand daselbst führen und deine Rechte mich halten (Psalm 139, V. 3. 7. 8. 9. 10.). Und spricht nicht Jesus selbst: ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende? (Matth. 28, 20.) Lehret uns nicht das Christenthum: in ihm leben, weben und sind wir? (Apostelgesch. 17, 28.) Wo wir nur immer sind, da ist Gott, er ist überall, und der Dichter meint, Alles habe nur ehemals eines Got-

tes Spur gewiesen? Nein, o nein. Alles weist dem Christen noch heute, und so lange es Christen geben wird, die Spur eines Gottes; insonderheit zeigt sie sich in den Schickungen der Menschen. Ach, wer erkennt nicht bei aufmerkfamer Beobachtung Gottes Finger in Allem, was geschieht? Nicht aber dem Auge des Körpers, wie die heidnischen Götter, ist der Erhabene den Christen sichtbar. Ihn sieht nur das Auge des Geistes. Um wie viel erhabener aber der Geist als der Körper ist, um so viel herrlicher und größer erscheint der vom Geiste erkannte Gott, als der dem Körper erkennbare. Die Höhen, die Bäume, die Quellen der Ströme sind nicht mehr von Dreaden, Dryaden, Najaden (Str. 3.) bewohnt, aber in ihnen ist und wirkt der allmächtige, allgegenwärtige, höchste und unsichtbare Gott. Wenn Amor sonst einen schönen Bund zwischen Menschen, Göttern und Heroen knüpfte (Str. 5.), so ist der neue Bund, den Gott in unaussprechlicher Erbarmung mit weit erhabenerer Liebe, als Amor, mit den Christen geknüpft hat, unendlich höher zu preisen, als der Bund, bei dem der Lato Sohn mit dem Hirtenstabe Pyrrha's schöne Töchter zu besiegen auf Erden wandelte (Str. 5.). War das Feuer in Pindar's stolzen Hymnen ein himmlisches und unsterbliches (1ste Ausg. Str. 7.), so erreicht es doch kaum das Feuer, welches die hebräische Dichtkunst entzündet. Wer sinkt nicht mit Anbetung vor dem nieder, von dem es heißt: So er spricht, so geschieht's, so er gebet, so steht's da? (Psalm 33, 9.) Durch sein Wort sind die Himmel gemacht, und das Himmelsheer durch den Hauch seines Mundes. Er treibt die Wasser wie auf einen Haufen (Psalm 33, 6. 7.). Er schauet die Erde an, so hebet sie, er rühret die Berge an, so rauchen sie (Psalm 104, 32.). Welcher Feuergeist durchströmt nicht die Offenbarung des Johannes, wo wir lesen: Ich bin das A und das D, der Anfang und das Ende, spricht der Herr, der da ist, und der da war, und der da kommt, der Allmächtige? (Off. Joh. 1, 8.) War sonst finsterner Ernst und trauriges Entfagen aus dem heitern Dienste der Götter verbannt (2te Ausg. Str. 6.)^{*)}, so ist es ein arges Mißverständniß, zu glauben, daß dieses aus dem Gottesdienste der Christen nicht ebenfalls verbannt sey. Freilich soll der Christ einer Freude entfagen, die

^{*)} In der ersten Ausgabe Str. 13. 3. 7. 8. heißt es:

Finster, wie er (der Schöpfer) selbst, ist seine Hülle,
Mein Entfagen — was ihn feiern kann.

einzig und allein im sinnlichen Genusse besteht und den Menschen zum Thiere herabzieht. Sie ziemt nicht dem wahren Gottesverehrer, aber die wahre Freude soll nach Jesu Ausspruch (Joh. 15, 11.) im Christen bleiben, und immer vollkommener werden. Die wahre Freude soll Niemand von uns nehmen (Joh. 16, 22.). Freuet euch, ruft der Apostel, allewege, und abermal sage ich: freuet euch (Phil. 4, 4.). Das Reich Gottes ist nicht Essen und Trinken, sondern Gerechtigkeit und Friede, und Freude in dem heiligen Geist (Röm. 14, 17.). Jedoch auch sinnliche Freuden, mäßig und mit Dankfagung gegen den Geber genießen, darf der Christ nicht verschmähen. Wir haben ja das Beispiel unsers Herrn und Meisters selbst vor uns. Wem fällt nicht die am nächsten Sonntag *) zu besprechende Hochzeit zu Cana ein (Joh. 2, 1. ff.). Nicht genug, daß er es nicht unter seiner Würde hielt, einem Hochzeitsmahle beizuwohnen, sorgte er auch dafür, daß die Freuden des Mahles durch Weingenuß erhöht würden. Wie kann man nun noch von finstern Ernste und traurigem Entsagen als Christenpflicht sprechen? Können wir nicht vielmehr nach biblischen Begriffen auf den Stifter unserer Religion die Worte Schiller's (2te Ausg. Str. 6.) anwenden:

Keiner Freude schämte sich der Gott,
Wo die keusch erröthende Kamöne,
Wo die Grazie gebot?

Und wer kennt nicht die in Bezug auf die Speiseverbote der Juden gegebene Erklärung des Apostels: Alle Kreatur Gottes ist gut und Nichts verwerflich, das mit Dankfagung empfangen wird (1. Timoth. 4, 4.), und: so ich's mit Dankfagung genieße, was sollte ich denn verlästert werden über dem, dafür ich danke? Ihr esset nun oder trinket, oder was ihr thut, so thut es Alles zu Gottes Ehre! (1. Korinth. 10, 30. 31.). So dürfen wir auch sinnlicher Genüsse, indem wir Gott dafür preisen und sie nach seinem Willen nicht missbrauchen, als Christen uns erfreuen. Und welche Freude ist uns nach dem Tode verheissen! Alle Entbehrungen und Entfagungen hier auf Erden, alle Leiden dieser Zeit, alle Trübsal, die uns treffen kann, ist nicht werth der Herrlichkeit, die an uns soll offenbaret werden (Röm. 8, 18.). Also ist das Christenthum ein freudenvollerer Gottesdienst, als der von Schiller besungene. Denn es gestattet vernünftige Freuden auf

*) 16. Jan. 1848.

Erden, und verspricht höhere nach dem Tode. Und war sonst Gott den Menschen verwandt (2te Ausg. Str. 6.), so ist auch dieses durch das Christenthum nicht anders geworden. Nennt es nicht alle die Frommen, die würdig seyn werden, jene Welt zu erlangen, Gottes Kinder? (Luk. 20, 35. 36.) Und eignet der Apostel in seiner berühmten Rede zu Athen den Spruch der griechischen Dichter: wir sind seines Geschlechts, nicht ausdrücklich sich und den Christen zu? indem er fortfährt: so wir denn göttliches Geschlechts sind, sollen wir nicht meinen, die Gottheit sey gleich den güldenen, silbernen und steinernen Bildern, durch menschliche Gedanken gemacht (Apostelgesch. 17, 28. 29.), auf welche Gottheit man Schiller's Worte, sie sey Werk und Schöpfer des Verstandes zugleich (1ste Ausg. Str. 25.), treffend anwenden kann, ob schon er sie vom wahren Gotte verstanden zu haben scheint. War ferner sonst Nichts heilig, als das Schöne (2te Ausg. Str. 6.), so ist dem Christen nun Nichts heilig, als das Gute. Welch' ein erhabener Vorzug! Wer könnte das Schöne, so preiswürdig es auch ist, dem sittlich Guten vorziehen? Lachten die heidnischen Tempel der Griechen gleich Palästen (Str. 7., 1ste Ausg. 12.), so geben ihnen die christlichen Kirchen seit Konstantin's Zeiten gewiß Nichts nach. Hat nicht unsere eigene Stadt einen bewunderten Tempelbau, wenn nicht deren zweie*)? Wenn sonst ein Kuß das Leben von der Lippe des Sterbenden nahm, und ein Genius die Fackel senkte (Str. 9., 1ste Ausg. 14.), so ist es nicht das wahre Christenthum, was dieses liebliche Bild verschmäh't, und den Tod als gräßliches Gerippe schildert. Denn gerade das Christenthum stellt uns den Tod im schönsten Lichte, in der lebenswürdigsten Gestalt vor Augen, als den Uebergang zum liebenden Vater, als den Eintritt in die wahre Heimath, als die wahre Vervollkommnung. Denn Christus hat dem Tode die Macht genommen, und das Leben und ein unvergängliches Wesen an's Licht gebracht. (2. Tim. 1, 10.) Und wenn Schiller weiter singt:

Selbst des Orkus strenge Richterwaage
 Hielt der Enkel einer Sterblichen

(Str. 9., 1ste Ausg. Str. 15.), so rühmt er, das Heidenthum preisend, einen Hauptvorzug des Christenthums. Dieses eben ist es, was das Christenthum uns lehrt, daß der Sohn einer Sterblichen, der Gottmensch, Sohn der Maria, des

*) Die Peters- und die Frauen-Kirche.

Orkus strenge Richterwaage halte, und wir am jüngsten Tage von ihm gerichtet werden sollen. (Matth. 25, 31. ff.) Und was in diesem Gedanken Tröstliches liegt, hat Schiller in der Umarbeitung nicht weiter entwickelt *), aber längst der Verfasser des Briefes an die Hebräer in folgenden Worten klar ausgesprochen: Denn wir haben nicht einen Hohenpriester, der nicht könnte Mitleiden haben mit unserer Schwachheit, sondern der versucht ist allenthalben, gleich wie wir, doch ohne Sünde (Hebr. 4, 15.); und der, von dem dieses gesagt wird, ist eben unser Richter nach dem Tode. Daher die Anwendung des Apostels: Darum laffet uns hinzutreten mit Freudigkeit zu dem Gnadenstuhle, auf das wir Barmherzigkeit empfangen und Gnade finden (B. 16.). Also auch wir werden einen Richter haben, der bekannt ist mit menschlicher Schwachheit, der sie an sich selbst erfahren hat, der die Versuchungen der Menschen zur Sünde kennt, von dem wir eines milden, sanften Spruches uns getrösten dürfen, und dieß um so zuversichtlicher, als er ohne Sünde ist, mithin nicht durch Sündhaftigkeit zu einem Irrthume verleitet werden kann, wie ein Minos, Aeakus, Rhadamantus und Triptolemus, welche mit Fehlern behaftete Menschen waren. Fanden sich sonst nach Schiller treue Gatten und Freunde, wie Drestes und Pylades, in der Unterwelt wieder (Str. 10., 1ste Ausg. Str. 16.), so berechtigt uns Christi Lehre, welche uns eine Belohnung der Tugend in jener Welt verheißt, die schönste Wiedervereinigung mit allen unsern Lieben zu hoffen. Aber die irdischen Geschäfte dort wieder zu finden, das war nur die Hoffnung des Heiden, weil der Christ zu hoch steht, um dieses zu wünschen. Trifft aber der frohe Schatten die irdischen Freuden in jener Welt nicht wieder an, findet der Wagenlenker nicht seine Bahn, thut dort nicht des Sängers Spiel die gewohnten Lieder, findet nicht ein Philoktet seine Pfeile wieder: so werden sich doch die Freunde, so

*) Schön angedeutet ist es in der ersten Ausgabe, wo es in der 14. und 15. Strophe also heißt:

Und das erste Schicksal blickte milder
Durch den Schleier sanfter Menschlichkeit.
Nach der Geister schrecklichen Befehle
Richtete kein heiliger Darbar,
Dessen Augen Thränen nie benehgen,
Zarte Wesen, die ein Weib gebar.

hoffen wir zuversichtlich, nach dem Tode wieder finden. Und wenn der unsterbliche Dichter singt:

Großer Thaten herrliche Vollbringer
Klimmten zu den Seligen hinan

(Str. 11. 1ste Ausg. Str. 18.), so ist dieß gerade das, was die, welche die Gebote Christi zu erfüllen unablässig bestrebt gewesen sind, vor den Heiden voraus haben, oder worin sie wenigstens keinem derselben nachstehen, indem ihnen Christus die Gemeinschaft mit den Seligen erworben hat. Die wahren Verehrer Christi sollen bei Christo seyn allezeit. Wer bekennet, daß Jesus Gottes Sohn ist, in dem bleibet Gott und er in Gott. (1. Joh. 4, 15.) Darum klagen wir nicht mehr: Schöne Welt, wo bist du? Kehre wieder, holdes Blüthenalter der Natur. (St. 12. 1ste Ausg. 19.) Denn es ist nicht die entgötterte Natur, welche knechtisch dem Gesetz der Schwere dient, wie es bei dem Dichter heißt (Str. 14. 1ste Ausg. Str. 21.). In jeder Pflanze, in jedem Wurme, in jedem Baume, und im hohen unermesslichen Sternenhimmel zeigt sich bis zum Entzücken Gottes überschwengliche Majestät. Nicht kehrten die Götter heim mit dem Schönen und Hohen, nicht blieb uns das entseelte Wort, wie der Dichter in der letzten Strophe der veränderten Umarbeitung singt. Erhaben über Alles und zur Tugend belebend, wirksam und vom Geiste durchdrungen ist noch heute Gottes Wort. Es bleibe uns, so lange wir leben, werth und theuer, und mit Anbetung wollen wir vor dem niederfallen, von dem der Dichter selbst die schöne Schilderung gibt:

Freundlos, ohne Bruder, ohne Gleichen, (allein und einzig)
Keiner Göttin, keiner Irdischen Sohn, (ewig)
Herrscht ein anderer in des Aethers Reichen
Auf Saturnus umgestürztem Thron.
Selig, eh' sich Wesen um ihn freuten, (von Ewigkeit selig)
Selig im entvölkerten Gefild, (sich selbst genug)
Sieht er in dem langen Strom der Zeiten
Ewig nur — sein eignes Bild;
Bürger des Olymps konnt' ich erreichen.
Jenem Gotte, den sein Marmor preist,
Konnte einst der hohe Bildner gleichen;

Was ist neben dir (dem wahren Gotte der Christen) der höchste Geist
 Derer, welche Sterbliche gebären?
 Nur der Würmer Erster, Edelster.
 Da die Götter menschlicher noch waren,
 Waren Menschen göttlicher.

Deffen Strahlen mich danieder schlagen,
 Werk und Schöpfer des Verstandes! Dir
 Nachzuringen gib mir Flügel! Waagen,
 Dich zu wägen, — oder nimm von mir
 Nimm die ernste strenge Göttin wieder, (das Christenthum)
 Die den Spiegel blendend vor mir hält;
 Ihre sanfte Schwester sende nieder! (die heidnische Religion)
 Spare jene für die andre Welt. *)

Stimmen wir nun aber eben so wenig in die letzte Bitte um Rücksendung des
 Heidenthums ein, als wir des in der Umarbeitung am Schlusse ausgesprochenen
 Trostes bedürfen:

Was unsterblich im Gesang soll leben, (das Heidenthum)
 Muß im Leben untergehn,

so erkennen wir doch in Demuth versunken, daß, ob wir schon das Ebenbild
 Gottes an uns tragen, wir dennoch nur bis in Ewigkeit ihn zu erreichen streben
 können. Nur um die Kraft, ihm nachzuringen, wollen wir bitten, nicht aber
 um die Stärke, ihn zu erreichen. Denn sein Bild ist gleich dem Spiegel, wel-
 cher das menschliche Auge blendet. Ihn faßt und begreift kein menschlicher
 Verstand. Er ist der Ewige, der Unvergängliche, der unveränderlich Selige,
 er ist der Einzige. Ihm sey Preis und Ehre von Ewigkeit zu Ewigkeit! Er
 sey und bleibe mit uns Allen!

*) Es sind die drei letzten Strophen in der ersten Ausgabe, 23. 24. 25.